

Elf Imperative und eine Zusage

Predigt zu Jer 29,1.4–7.10–14

Briefseelsorge

Manchmal, liebe Gemeinde, brauche ich Seelsorge. Und manchmal geschieht sie. In einem guten Gespräch, per e-mail, früher vielleicht durch einen Brief, der irgendwann im Briefkasten landete – die Älteren werden sich erinnern. In der Praktischen Theologie denkt man durchaus über die ganz eigene Gattung der *Briefseelsorge* nach. Es gibt große Briefseelsorger in der Geschichte. Luther etwa. „Warum zerfleischt du dich so unentwegt und ohne Atemholen?“, fragt er seinen Philipp Melanchthon 1530, als dieser auf dem Augsburger Reichstag wahrhaft gute Gründe hat, sich so unentwegt zu zerfleischen.

Es gibt große Briefseelsorger in der Geschichte. An den Propheten Jeremia freilich denkt man da wohl nicht in erster Linie. Der Mann aus Anatot bei Jerusalem, der nicht Prophet sein wollte, ist generell nicht gerade als Paradigma des Seelsorgers in die Geschichte eingegangen. Von Sünde und Schande hat er geredet, die sozialen Missstände unnachgiebig zur Sprache gebracht. Das Gericht Gottes hatte er anzusagen und vorzuleben. Mit einem Joch auf dem Rücken lief er durch die Straßen – und kündigte die Niederlage Judas und das Joch der Babylonier an. Kein Wunder, dass man auf ihn nicht hören wollte, ihn nicht ertragen konnte.

Dann aber kam der 16. März des Jahres 597 vor Christus. Es kam, wie Gott es durch Jeremia hatte ausrichten lassen. König Jojachin von Jerusalem musste kapitulieren. Die königliche Familie, die Oberschicht und all jene Handwerker, die Waffen herstellen konnten, wurden nach Babylon geführt. So begann die Babylonische Gefangenschaft. Ein Rest verblieb im Land. Mit ihm auch Jeremia. Das wäre nun eine gute Gelegenheit gewesen, einfach mal stolz und ein wenig schadenfroh zu sein, weil er ja Recht hatte. ‚Seht ihr, so kommt’s, wenn man nicht auf Gott und seinen Propheten hört.‘ Stattdessen schreibt Jeremia in Gottes Namen einen ganz anderen Brief an die Deportierten in Babylon. Göttlich-prophetische Briefseelsorge für die Exilierten. Ich lese nochmals aus Jeremia 29.

Jer 29,1.4–7

¹ Dies sind die Worte des Briefes, den der Prophet Jeremia von Jerusalem sandte ... ⁴ So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, zu allen Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen: ⁵ Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; ⁶ nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet. ⁷ **Suchet der Stadt Bestes**, dahin ich euch habe wegführen lassen, **und betet für sie zum Herrn; denn wenn’s ihr wohlgeht, so geht’s euch auch wohl.**

Elf Imperative

In der Seelsorge, liebe Gemeinde, lernt man eigentlich, dass es ganz wichtig ist, erst einmal zuzuhören. Und die andere oder den anderen in seiner oder ihrer Logik zu verstehen. Um auf diese Weise nahe zu sein. Auf keinen Fall zu schnell Antworten suchen oder gar Ratschläge geben. In einem Seelsorgeseminar an einer Theologischen Fakultät unserer Tage würde Jeremias Brief wohl mit einigem Kopfschütteln wahrgenommen. ‚Das geht besser und das kannst du besser, Jeremia‘, würde man ihm vielleicht sagen.

Elf Imperative, damit fängt er einfach mal an. *Baut und wohnt, pflanzt und esst, nehmt Frauen und zeugt Kinder, nehmt für eure Söhne Frauen, gebt euren Töchtern Männer, mehrt euch, suchet, betet!* Elf Imperative!

Warum? Weil man jemanden nur so aus seiner Stimmung herausholt? Weil sich etwas verändern muss – und es da gar nichts hilft, erst einmal zu verstärken und zu sagen: ‚O ja, ich glaube, ich verstehe dich. Es ist wirklich ganz, ganz schlimm, im Exil zu sein?‘ Elf Imperative, weil es eine Gegenbewegung braucht, einen Ruck, eine Umkehr: *Baut und wohnt, pflanzt und esst, nehmt Frauen und zeugt Kinder, nehmt für eure Söhne Frauen, gebt euren Töchtern Männer, mehrt euch, suchet, betet!* Elf Imperative, um das Leben wieder zu leben. Auch im Exil, in der Stadt der Feinde.

„An den Wassern zu Babel saßen wir ...“ (Ps 137,1)

„An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten ...“ (Ps 137,1). So etwa war die Stimmung dort im Exil. Ein Klagelied aus dieser Zeit und von diesem Ort ist uns bis heute überliefert, Psalm 137: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten ...“ An den Wassern zu Babel saß man nicht nur weit weg von der Heimat, von den eigenen vier Wänden, vom Beruf. Man war auch weg

von Gott: „Wie könnten wir des HERRN Lied singen in fremdem Lande?“ (Ps 137,4). Gottesfinsternis und Gottesverlust. Keine Hoffnung, keine Zukunft.

„An den Wassern zu Babel saßen wir ...“ – und ich sehe sie förmlich vor mir: die Physiognomie und die Körperhaltung der Hoffnungslosigkeit: Blick nach unten, hängende Schultern, ganz und gar gebeugt. Hier kann man nicht leben! Hier soll man auch nicht leben. In diese Stadt kann man doch keine Kinder setzen.

Elf Imperative setzt Jeremias Brief dagegen: *Baut und wohnt, pflanzt und esst, nehmt Frauen und zeugt Kinder, nehmt für eure Söhne Frauen, gebt euren Töchtern Männer, mehrt euch, suchet, betet!*

Fremde Post

In Seminaren, liebe Gemeinde, wehre ich mich immer gegen die Predigten, die zu schnell nach dem Motto funktionieren: „Geht es uns denn nicht allen ein wenig wie ...?“ Geht es uns nicht allen ‚ein bisschen‘ oder ‚ein Stück weit‘ wie Mose oder Petrus, Sara oder Maria, Abraham oder Johannes, dem Täufer? Oder eben den Menschen an den Wassern zu Babel?

Nein, wir sind nicht deportiert und exiliert. Nicht in die Hauptstadt des Feindes verfrachtet. Und es wäre ebenso töricht wie banal, den Brief Jeremias an die Deportierten einfach so als Brief an uns zu lesen. Es bleibt fremde Post, die wir heute öffnen. *Aber* – und nun handle ich vollkommen paradox, ich weiß – *aber* mir geht es durchaus ein wenig so wie den Weggeführten einst.

„An den Wassern zu ...“ – Wir in der Gola

Eigentlich, liebe Gemeinde, wollte ich nie so werden. Ich wollte nie zu der Gruppe der resignierten alten Männer gehören, die sagen: „Früher, ja, früher war alles besser.“ Ich wollte nie einer von denen sein, über die ich mich früher – als ich noch jung war – geärgert habe, einer von denen, die mit ihrem Alterspessimismus den Jungen das Leben schwer machen – und sich selbst ja auch. Nein, so wollte ich nie werden. Aber dieses Gefühl der hängenden Schultern beim Blick nach vorne, dieses Gefühl, Zukunft und Hoffnung zu verlieren (ach was: schon längst verloren zu haben), dieses Gefühl, fremd zu sein in meiner Welt, das beschleicht mich durchaus. Ich sagte ja: Manchmal brauche ich Seelsorge ...

Es gab mal eine Zeit der Hoffnung, eine Stimmung, in der viele daran glaubten, dass sich ein neues Miteinander, ein Zeitalter der Mitmenschlichkeit und des Friedens durchsetzen könnte, dass nicht nur die Berliner Mauer fällt und die innerdeutsche, sondern dass wir Mauern überwinden und als Menschen, als Menschheit ganz neue Wege gehen. Vom „wind of change“ haben wir gesungen vor 30 Jahren. Vielleicht ein wenig romantisch und kitschig verklärt, aber schön war's doch! So Vieles schien möglich. Sogar Frieden im Nahen Osten. Jetzt trennt eine Mauer seit mehr als zehn Jahren Palästinenser und Israelis und der Traum vom Neuen Nahen Osten ist längst zerplatzt.

Und hier? Die Publizistin Carolin Emcke schreibt: „Etwas hat sich verändert in der Bundesrepublik. Es wird offen und hemmungslos gehasst.“ Ich fürchte, sie hat Recht. Irgendwie scheint es eine merkwürdige Lust an der Zerstörung zu geben – paradoxerweise in Tateinheit mit der Angst vor Veränderung. Errungenschaften liberaler Demokratie werden angefeindet. Das Projekt Europa – das größte Friedensprojekt der Geschichte – wird lächerlich gemacht. Volk und Nation erscheinen manchen wieder attraktiv, völkisches Denken und nationale Gesinnung. Heute vor genau vier Jahren startete PEGIDA in Dresden. Demonstrationen waren das, die ich anfangs angesichts der skurrilen Abkürzung („Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“) für einen Scherz hielt, die sich aber zweifellos als eine überaus wirkungsvolle Protestbewegung entpuppten, die die Gesellschaft verändert hat.

Heimat kann verloren gehen. Auf dramatische, Existenz verändernde Weise für die, die ihre Heimat ganz konkret verlassen müssen. Für die 70 Millionen Flüchtenden, die auf dieser Welt unterwegs sind. Für Hunderte, die derzeit von Honduras, von Mittelamerika aus in Richtung USA unterwegs sind. Aber Heimat kann auch verloren gehen, wenn ich mich nicht mehr heimisch fühle. Wenn diese Welt mir fremd wird, ich die Stimmung nicht verstehe, den Kopf schüttele. Und viel zu viele ungelöste Probleme sehe, die wir viel zu unentschlossen angehen: Klima und Kriege, soziale Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Kann man in diese Welt noch Kinder setzen?

Kalte Religion, die niemanden mehr wärmt

Woher sollen Zukunft und Hoffnung kommen? Aus der Religion? – Aber auch da sprudeln die Quellen ja nicht mehr so wie einst – jedenfalls bei uns nicht mehr. Man muss sich nur mal eine halbe Stunde mit unserem Religionssoziologen unterhalten, um alle Hoffnung fahren zu lassen. Statistiken des Niedergangs, der Säkularisierung kann er uns zur Genüge vor Augen führen. Irgendwie scheint unser evangelisches Christsein zerrieben zu werden zwischen neuem Fundamentalismus und zunehmender Gleichgültigkeit. Vor einigen Jahren hat Rüdiger Safranski von *heißen und kalten* Religionen gesprochen. Die heißen leben und

überhitzen und produzieren Großes und Problematisches, Leidenschaft und Einsatz, aber auch Fundamentalismus und Hass. Und die kalten? Bei denen brannte mal ein Feuer – und jetzt sitzen die, die noch zu ihnen halten, um die Asche herum und wundern sich, dass es nicht mehr wärmt. Ich könnte noch eine Weile so weiterreden. Die Schultern würden sinken, der Blick nach unten wandern, die Stimmung sich weiter eintrüben.

Schluss jetzt: 11 Imperative – und eine große Zusage

Halt!, sagt Jeremia. Halt, sagt Gott in dem Brief an die Exilierten. Schluss jetzt mit der larmoyanten Wehleidigkeit! Schluss jetzt mit dem wonnig-gruseligen Bad im Gefühl des Niedergangs. Elf Imperative: *Baut und wohnt, pflanzt und esst, zeugt Kinder, mehrt euch, sucht, ja sucht das Wohl, den Frieden der Stadt und betet.* Elf Imperative und eine Begründung. Ich lese nochmals aus Jer 29.

¹⁰ Denn so spricht der HERR: ... **ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.**

¹² Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören. ¹³ Ihr werdet mich suchen und finden; denn **wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet,** ¹⁴ **so will ich mich von euch finden lassen,** spricht der HERR.

Zukunft und Hoffnung oder: Manchmal brauche ich Seelsorge

Die göttliche Briefseelsorge, liebe Gemeinde, greift ein und unterbricht die Müdigkeit und die hängenden Schultern! Gott gibt *Zukunft und Hoffnung*. Und daher: Sucht die Ressourcen für die Zukunft, die Kraft zum Leben nicht in euch, sondern in ihm!

Und dann: schaut euch mal wieder um und sucht der Stadt Bestes und betet für sie! Vielleicht ist das das größte Problem, wenn man zu einem resignierten alten Mann wird: dass man angesichts der hängenden Schultern und der eigenen Weltuntergangsstimmung den Blick nicht mehr hebt, die Stadt nicht mehr wahrnimmt, das Gute nicht mehr sieht. *Suchet der Stadt Bestes* – für die Exilierten im sechsten Jahrhundert war die Aufforderung unglaublich: Es gibt Gutes in Babylon, in der Stadt des Feindes. Für mich ist die Aufforderung weit weniger spektakulär: Es gibt Gutes in Leipzig! Schau dich doch um!

Manchmal brauche ich Seelsorge – und dann meldet sich Familie Grabowski und möchte Emilia taufen lassen. Es gibt wohl kein stärkeres Zeichen von Zukunft und Hoffnung als ein neu geborenes Kind! Der Mensch gewordene Widerspruch zur resignierten These, in diese Welt könne man doch keine Kinder mehr setzen. Doch, man kann! Und wie man kann!

Manchmal brauche ich Seelsorge, damit ich den Blick wieder hebe und die 65.000 Menschen sehe, die in Chemnitz Gesicht zeigten, die 240.000, die vor acht Tagen durch Berlin liefen, und die mehr als 500.000 gestern in London.

Manchmal brauche ich Seelsorge, um nicht aufzuhören zu suchen: Gott zu suchen und der Stadt Bestes, denn beides gehört zusammen.

Manchmal brauche ich Seelsorge, damit ich die Zeichen der Hoffnung nicht übersehe: ein Haus in Babylon, ein Garten mit Bäumen voller Früchte, eine Familie mit kleinen Kindern.

Manchmal brauche ich Seelsorge. Und manchmal kommt ein Brief genau zur rechten Zeit. Gott sei Dank!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Prof. Dr. Alexander Deeg
alexander.deeg@uni-leipzig.de